

Patriarch und Großmufti gleichberechtigt (und stumm!) neben der Regierungstroika. In den Klöstern des Nordens aber kauern die Mönche mit undurchdringlichen Gesichtern und in großer Armut rund um ihre Kirchen. Sie haben von dem Wechsel in der Hauptstadt bisher kaum Kenntnis genommen. Im Augenblick bringt ihnen das Volk zwar noch große Verehrung entgegen – mehr jedenfalls als dem Pfarrklerus –, aber wie lange wird dies so weitergehen? Wie lange wird man noch – in Beobachtung der „jüdischen“ Reinheitsvorschriften – ehrfürchtig während der Liturgie im äußeren Rund vor den Kirchen stehen, um dort vertrauensvoll Hilfe und Versöhnung zu erbitten? Der Bildungsstand der Mönche ist niedrig; so gut wie niemand mehr von ihnen versteht das alte Gheez, die liturgische Sprache, in der die Heilige Schrift und die kirchlichen Gesänge niedergelegt sind. Werden sie die Landenteignungen überstehen und junge Menschen finden, die bereit sind, ihren Weg nicht nur fortzusetzen, sondern neu zu überdenken? Das wird sich erst in einigen Jahren abschätzen lassen. G. Podskalsky SJ

EINÜBUNG UND WEISUNG

Bleiben im Geist

„Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beistand geben, daß er für immer bei euch sei: den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann. Sie sieht ihn ja nicht, noch erkennt sie ihn – ihr aber kennt ihn; denn er bleibt bei euch und wird in euch sein. Ich werde euch nicht verwaist zurücklassen: ich komme zu euch“ (Joh 14, 16–18)

Die vorstehenden Sätze stammen aus dem Evangelienbericht des Johannes. Der Evangelist hat sie in den Rahmen jener längeren Betrachtungen eingefügt, die Jesu Abschiedsreden heißen. Doch sollten die teilweise verwickelten historischen und exegetischen Fragen nicht hindern, vor allem auf das zu achten, was an dieser entscheidenden Stelle *inhaltlich* gesagt ist. Entscheidend ist für den Evangelisten der Umschlag von Jesu Lehr- und Wanderleben mit den Gefährten zur Gefangennahme und Hinrichtung, die ihn allein treffen. Doch erschöpft sich der Sinn dieser Reden auch nicht darin, dem Freundeskreis noch einmal einige Hinweise auf das im folgenden berichtete Todesschicksal zu geben. Vielmehr geht es darum, sie auf die ganze weitere Zukunft vorzubereiten und einzustimmen. Die Wende schneidet ja radikal in den Lauf ihres Lebens ein und wird – oberflächlich betrachtet – sogar alles Gewesene zerstören und um seinen Sinn bringen. *Was bleibt dann?* Das ist die Frage. Sie läßt Jesus reden und mahnen, ehe die betroffenen

Freunde diese Frage überhaupt formulieren können. Mit einem umgreifenden Ausblick nach vorn soll offensichtlich alle gefühlige Abschiedstrauer gleich verschucht werden. Er reißt fast gewaltsam eine neue, gar nicht gewollte Perspektive vor den Jüngeraugen auf. Ihnen hätte das Bild aus der eigenen Erinnerung wohl genügt; sie waren keineswegs interessiert daran, daß und warum der bisherige gemeinsame Weg mit Jesus abbrechen und zu Ende sein soll. Könnte nicht alles weitergehen, bis für alle Welt jene erlösende Gottesherrschaft durchbricht, auf die hin sich diese Gemeinschaft unterwegs weiß?

Stattdessen die Rede vom Geist. Er ist die Zusage, die der Herr den Gefährten bei seinem Verlassen mit allem Nachdruck gibt. Der Geist wird die Zweifel, die Fragen, die Ängstlichkeiten und die Schranken überwinden. Und er gibt Antwort auf die Frage: Was bleibt dann?, ja er ist selbst ihre Lösung. Das klingt zunächst wie eine nur zu gewohnte Ausrede angesichts des unausweichlichen Zwangs der Situation. Die Würfel sind gefallen; Jesus kann das bisherige Leben nicht mehr weiterführen; die Trennung von denen, die im folgten und die ihre Existenz für die Hoffnung auf ihn einsetzen, ist von anderen bestimmt und vorbereitet. Was sagt ein Mensch in solcher Lage? Neigt er nicht gegenüber Freunden zur betuernden Versicherung, schließlich sei es der Geist, in dem man verbunden sei und bleibe und dieser Geist überwinde alle Abstände und Mauern, die äußerer Zwang schaffen könne? Und die anderen mögen auf diesen Gedanken eingehen und ihrem Gegenüber in starken Worten bestätigen, daß ganz bestimmt der Geist ein stärkeres Band sei; werde man auch äußerlich auseinandergezwungen, dann könne das letztlich nur nebensächlich sein. Im Geist bleibe alles beim alten.

Der Geist als Ersatz; ganz überzeugend und sicher wirkt dieser Gedanke nie, und folglich traut man ihm auch nicht recht. Gewöhnlich verfällt einer erst auf diese ‚Notlösung‘, wenn ihn die Umstände in die schmerzliche Zerrissenheit zwischen Bleiben-Wollen und Gehen-Müssen zwingen. Dann gibt das Wollen dem Müssen nach, indem es zugleich durch eine feierliche Erklärung den Wert beider Seiten klarzustellen und den Zwang der Verhältnisse umzukehren sucht: wichtiger, entscheidender, wirklicher ist das Bleiben im Geist, bedeutungslos, nebensächlich und ohne echte Wirkung das tatsächliche Getrenntsein. Die Notwendigkeiten ändert der Gedanke zwar keineswegs, doch bringt er eine tiefere Schicht des Lebens, des Empfindens zum Ausdruck, die rührt und zu tragen erleichtert, was sich nicht abwenden läßt. Mit verschleierte Illusionen hat solche Rede-weise darum dennoch nichts zu tun, weil auch sie durchaus Reales zur Sprache bringt. Ruhen sie doch auf dem soliden Fundament gemeinsamen Erlebens und Erfahrens, auf der Tatsache, daß man zusammen Erfolg und Glück teilen durfte, so daß der Wunsch nach Dauer erwachte.

Allerdings, im beschriebenen Sinn hat Jesus gewiß nicht vom Geist gesprochen. Wie hätte er Nostalgie wecken können, wo der Grund für die Sehnsucht noch als unerreichbares Ziel aussteht? An dessen Verwirklichung aber lag dem Herrn und seinen Gefährten, wenn auch ihre Vorstellungen in diesem Moment weit auseinandergingen. Die verheißene Erlösung konnte nicht Gegenstand der Erinnerung sein, sie mußte zuerst einmal eintreten. Greift man ein neueres Schlagwort auf, dann ging es bei diesem Abschied nicht darum, daß und wie „die Sache Jesu“

weiterging, sondern daß und wie sie sich erfüllen könnte. In seinen Reden gibt der Herr seine Antwort so, daß die Gefährten vor allem eines verstehen: die Sendung Jesu und ihre volle Verwirklichung werden nicht dadurch garantiert, daß sie sich an ihm festklammern, so wie er vor ihnen steht. Sie sollen, ja sie müssen ihn im Interesse der Sache gehen lassen. Nur so kann sich durchsetzen, was sie gemeinsam wünschen. Noch nach der Auferstehung sagt es Jesu zu Maria aus Magdala nicht anders: „Halte mich nicht fest! Denn noch bin ich nicht zum Vater aufgefahren“ (Joh 20, 17). Hier wie dort ist die Zumutung beträchtlich, widerrät doch jeder gesunde Menschenverstand, ein Pfand eher aus der Hand zu geben, als man im Besitz des eigentlichen Gutes sicher sein kann.

Jesus aber unterstreicht: „Es ist gut für euch, daß ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen; wenn ich aber gehe, werde ich ihn zu euch senden“ (Joh 16,7). Der Vorschlag schon klingt seltsam und unverständlich, ganz abgesehen von der beigefügten Versicherung, dieser Geist erschließe später den Sinn all dessen, was jetzt unverständlich bleibe; er gebe zudem Kraft zum Zeugnis in der Welt. Ist denn der Herr an die Grenzen seiner Fähigkeit gestoßen? Braucht es jemand anders, der mehr vermag als er? Wie vertrüge sich das mit seiner Botschaft, daß sich in der Entscheidung zu ihm das Geschick der Welt entscheide? Der Redende scheint ja sagen zu wollen, ihm sei es nicht möglich, das begonnene Werk selbst zu Ende zu bringen; der Geist müsse es weiterführen. Doch dieser handle weder im eigenen Namen noch in eigener Kraft, weil hinter ihm der Vater stehe, in dessen Händen letztlich alle Fäden der Geschichte zusammenlaufen. Indes, jedesmal wenn diese Deutung mit einem Satz aus dem Evangelium belegt werden soll, der sie zu schützen scheint, springt ganz gewiß der gleich folgende Gedanke unübersehbar und kräftig dagegen. Das so klare Unterscheiden zwischen Vater, Sohn und Geist gerät sofort ins Zwielficht, wen man lesen muß: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen“. „Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und daß der Vater in mir ist?“. Der Geist der Wahrheit, wird euch in alle Wahrheit einführen . . . Er wird mich verherrlichen, denn er wird von dem Meinen nehmen und es euch kundtun. Alles, was der Vater hat, ist mein; daher sage ich: „Er wird von dem Meinen nehmen und es euch kundtun“ (Joh 16, 13–15).

Um ein zutreffendes Bild von dieser Einheit ist es Jesus in seinen Worten an die Gefährten offenkundig zu tun. Daß er mit dem Vater zusammengehört und im Geist mit ihm gemeinsam handelt, das sollen sie nicht nur wissen, sondern lebendig erfahren. Erst dann nämlich werden sie voll und ganz erfassen, worauf sie sich einließen, als sie Jesus von Nazaret folgten. Vorläufig war es gerade der Umgang mit ihm, durch den ihre Augen gehalten wurden. Er muß aus ihrem Blickfeld und Lebensraum schwinden, nicht um eine Leerstelle zu hinterlassen, die sie beunruhigt, sondern um sie ganz im Gegenteil die größere Wirklichkeit der Gottesoffenbarung begreifen zu lassen. Er kam nicht, um *sich* zu predigen, sondern die erlösende Liebe des Vaters, mit der er sich selbst eins weiß. Diese tiefere und umfassendere Einheit allerdings kommt den Gefährten nicht voll zu Bewußtsein, prägt aus diesem Grunde noch weniger ihre Existenz und ihr persönliches Engagement an der Seite des Herrn. Die ihnen vertraute Gestalt, das mit ihm geteilte

Geschick scheinen die volle Dimension göttlicher Offenbarung eigentümlich zu verdecken. Denn damit sind ja auch irdisch unvermeidliche Grenzen in Raum und Zeit gezogen, die diesen Jesus ganz selbstverständlich von dem Gott zu trennen scheinen, von dessen Heil er spricht. Als sei der Vater anders und woanders als der Sohn!

Bleiben im Geist; für die Jünger bedeutet dies gerade, daß ihnen die tiefe Einheit aufgeht, die Vater und Sohn verbindet, ohne sie doch in eins zusammen-schmelzen zu lassen. Gerade diese Wahrheit aber wird dem Menschen solange nicht recht begreiflich, als er Jesus allein als den Wandergefährten und Meister seiner Freunde kennt, als er durch sein Fleisch und Blut zwar nicht dem Miß-verständnis, wohl aber dem Un-verständnis bequeme Argumente zur Entschuldigung bietet. Vater und Sohn lassen sich nicht auf völlig verschiedene Plätze, säuberlich ein für allemal voneinander getrennt, in Rollen einweisen, die auf zwei eigenen Bühnen ohne Bezug zueinander spielen. Aber ernsthaft zu verstehen sucht es der Mensch doch erst, wenn die beiden – Vater und Sohn – buchstäblich zusammenkommen, weil der Sohn fortgeht. Wohin? Zu seinem Vater natürlich, mit dem ihn alles verbindet!

Bleiben im Geist; das heißt für Vater und Sohn Gemeinsamkeit, in der jeder von ihnen doch er selbst ist; auch der, den die Welt als Mitmenschen erlebte, löst sich nicht spurlos in diese göttliche Gemeinschaft auf, als hätte er die eigene Existenz verloren oder aufgegeben. Ganz im Gegenteil schafft er in diesem gemeinsamen Leben den Platz für jene, die er für eine gewisse Zeit in der Welt zurückläßt. Nicht nur das; als der Weg, der zum Vater führt, öffnet er schon jetzt den Zugang, indem er die Sendung des Geistes einleitet – für immer. Jesus weiß sich als den Weg, der in das Ziel mündet und dort sein Ende hat, dabei jedoch Weg bleibt, auf dem die Menschen zum Vater gelangen.

Und des Vaters Rolle, um es einmal so zu sagen? Jesus endet den Abschied von seinen Gefährten mit einer ausdrücklichen Bitte an den Vater. Ja, er kann und muß den Vater wirklich bitten; denn der gibt Verherrlichung, Erkenntnis, Erhaltung, Heiligkeit, Sendung und Einheit, niemand sonst.

Bleiben im Geist; es ist nichts anderes als das Leben in Fülle. „Das Leben des Geistes kann nur ein Ganzes sein“, heißt es einmal bei H. de Lubac. Die Menschen sind fernerhin vom göttlichen Leben nicht mehr ausgeschlossen. In dem gedanklich nicht faßbaren Paradox von Einheit und Unterscheidung zwischen dem Vater und Jesus wirkt der Geist beider über sie hinaus. Damit der Mensch dies verstehe, sich auf den Weg macht und sein Ziel findet, braucht er allerdings mehr als solch dunkle Rede. Der Herr weiß das. Er rechnet selbst bei den eigenen Freunden nicht damit, daß sie seinen Ausführungen ganz folgen, geschweige denn daß diese allein ausreichen könnten, in ihnen das Weiterwirken der göttlichen Erlösung für diese Welt zu garantieren. Das ist der Grund für die Bitte an den Vater, in der sich der Sohn noch einmal als der Mittler zwischen Gott und Mensch erweist. Wenn Jesus geht, kommt der Geist als jener nötige Beistand, in dem nicht nur bleibt und bewahrt wird, was vorher schon war. Vielmehr fängt in ihm die Erfüllung des zugesagten Lebens an – für immer –, wo nach dem Pauluswort letztlich Gott alles in allem ist.

Karl-Heinz Neufeld SJ